Umgangssprachlicher Stellungskrieg

Autor(en): **Fringeli, Dieter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1971)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-422127

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Umgangssprachlicher Stellungskrieg

Von Dieter Fringeli

Als der junge Lyriker und Gymnasiallehrer Dieter Fringeli Ende 1969 mit dem Literaturpreis des Kantons Solothurn ausgezeichnet wurde, hielt er die nachstehende Rede.

Es gibt verschiedene Methoden, sich für einen Kunstpreis zu bedanken: 1. Man kann ihn dankend ablehnen. (Jean-Paul Sartre lieferte dafür ein eindrückliches Beispiel.) 2. Man kann ihn dankend und ohne weiteren Kommentar annehmen. (Samuel Beckett hat diesen Weg gewählt.)
Das sind, wenn man so will, die beiden „saubersten" Beispiele. Bei Preisverleihungen geht es freilich meist etwas „feierlicher" und zuweilen auch etwas hitziger zu.

3. Wer einen der recht zahlreichen Schiller- oder Goethe-Preise bekommt, ist beinahe verpflichtet, eine Rede auf Schiller, eine Rede auf Goethe zu halten.
Wer einen Preis des Kantons Solothurn bekommt, sollte also eine Rede auf den Kanton Solothurn halten.
Das ist vielleicht die harmloseste und zugleich die am häufigsten praktizierte Methode.

4. Je nach Temperament aber benützt der Preisträger die Gelegenheit, seinem gekränkten Herzen Luft zu machen. Wenig mehr ist von der Dankbarkeit des „Geehrten" zu spüren. Nun ist die Abrechnung mit dem saturierten Spießerturm fällig. Der Kropf wird geleert, das Publikum beschimpft, der edle Geldspender in keiner Weise geschont.
Diese Methode hat in den sechziger Jahren Schule gemacht. Die drastische Absage des „schreibenden Hofnarren" (Günter Graß) an das zahlende Publikum hat 1966 in Peter Handkes „Publikumsbeschimpfung" den unerbittlichsten und konsequentesten Ausdruck gefunden.

5. Ich wähle eine fünfte Möglichkeit. Ich ziehe Bilanz. Ich will über einige Einsichten sprechen, die mich während meiner Lehrtätigkeit an einem Basler Gymnasium zu beschäftigen begannen. Es liegt auf der Hand, daß ich mich im Rahmen dieser Feier mit wenigen Stichworten begnügen muß.
In den späten sechziger Jahren erhob sich auch die schweizerische Jugend, erhoben sich auch meine Schüler gegen bestehende Ordnungen, gegen das sogenannte „Establishment", gegen ein überkommenes „etabliertes" Vokabular. Diese jungen Menschen

rebellierten gegen die „gängigen Flosken der Umgangssprache"; sie wollten die Wörter beim Wort nehmen und glaubten sie „als fragwürdig" zu entlarven; sie formulierten ihre „Absage an das Ungefähr"; sie gaben vor, die kursierende sprachliche Münze „als Falschgeld" erkannt zu haben.
(Die angeführten Prädikate werden mir und meiner Lyrik heute in einer schmeichelhaften Laudatio zugebilligt.)
Ich habe in den vergangenen Jahren diese (letzten Endes sprachlich begründete) Rebellion der Jugend aus unmittelbarer Nähe miterleben dürfen. Die jugendliche Reaktion auf der Erfolglosigkeit dieses sprachreinigenden Aufstands war der verbissene Streit um Worte, der jedes folgerichtig-aufbauende Gespräch zwischen den Generationen zur blinden Diskutiererei degradierte. Die Fronten verhärteten sich, der sprachliche Schützengraben-Stellungskrieg zwischen Jung und Alt, zwischen Links und Rechts nahm seinen Anfang.
Die alteingesessenen, verhängnisvollen Floskeln wurden durch neue verhängnisvolle Floskeln und Schlagworte ersetzt: Der junge Mensch will sich nicht mehr vom „reaktionären" „Establishment" „manipulieren" lassen; man „diskutiert" über das „politische Selbstverständnis" des „progressiven" und „engagierten" Mittelschülers, Studenten und Schriftstellers.
Wen wundert es, daß diese letztlich gegenstandslosen „Diskussionen" sich in üblen Heideggerschen Tiraden erschöpften.
Ich habe gesehen, wie schwer es diesen jungen Leuten auch fällt, ihre Emotionen in Worte zu kleiden. Zurzeit finden sie alle positiven Erscheinungen „lässig" und „irr". Sie huldigen einer in diesem Ausmaß wohl noch nie dagewesenen Kritiklosigkeit und einer erschreckenden menschlichen und sprachlichen Resignation. Sie verstecken sich hinter maoistischen und Ho-Chi-Minhschen Parolen und verlieren ihre eigene sprachliche Identität.
Als ich vor zwei Jahren eine siebente Gymnasialklasse übernahm, verlangte der Klassenchef gleich zu Beginn des Unterrichts eine „Diskussion". Er hatte freilich keine Ahnung, worüber wir „diskutieren" könnten. Nach bestem bundesdeutschem Studentenmuster wollte er eben einfach „diskutieren". Das „Diskussions"-Thema spielte eine sekundäre Rolle. Die meisten Schüler der Oberstufe erschienen mir in einem ständigen Narkosezustand, der für mich die tatsächliche Lage widerspiegelt, in der sich unsere höheren Schulen festgefahren haben.
Ich nehme in diesem Zusammenhang einen Satz von Peter Bichsel auf, den er vor einem Jahr an dieser Stelle ausgesprochen hat. Bichsel stellte mit gutem Grund fest, daß unsere Schulen „offensichtlich nur buchstabieren" lehren, „lesen lehren sie nicht". Nur aus dieser Tatsache heraus kann ich mir die von mir beobachteten

ernüchternden Symptome erklären. Ein Schüler muß ja absterben, wenn er stets nur mit toter Materie konfrontiert wird. Zu dieser toten Materie gehört auch ein guter Teil der Lehrerschaft. Mit Schrecken habe ich erfahren müssen, daß die abgestorbensten und die im abstoßenden Sinn „typischen" Lehrer vorwiegend in der jüngeren und jungen Schulmeistergeneration zu finden sind.
In keiner Branche ist so viel von neuen, fortschrittlichen Methoden die Rede wie in der schulmeisterlichen. Das durch die allzu vielfältigen „progressiven" Bestrebungen erzielte Durcheinander bewirkt allerdings, daß der Deutschunterricht unserer siebziger Jahre in seiner Grundkonzeption noch immer dem Sprachunterricht entspricht, den schon Erasmus im Jahre 1509 als nicht gerade ideal empfinden konnte. In seinem „Lob der Torheit" berichtet Erasmus von einem Schulmeister, „der in allem zu Hause ist, in Griechisch, Latein, Mathematik, Philosophie und Medizin, und in all diesen Fächern ist er eine Koryphäe, ein Mann von sechzig Jahren; aber seit mehr als zwanzig Jahren quält und schindet er sich mit seiner Grammatik ab und meint, er könne erst glücklich sein, wenn sein Leben so lange währe, bis es ihm gelinge, absolut sichere Unterscheidungsmerkmale für die acht Redeteile festzulegen, was nach seiner Meinung bislang weder den Römern noch den Griechen restlos gelungen sei. Er tut, als müßte ein Krieg darüber ausbrechen, wenn einer eine Konjunktion mit einem Adverb verwechselt. Da versteht man es, wenn es ebenso viele Lehrbücher der Grammatik wie Lehrer der Grammatik gibt, ja fast noch mehr . . . Ist das Verrücktheit oder Torheit? Mir kommt es jedoch nicht auf die Entscheidung dieser Frage an; gesteht mir nur dieses eine zu, daß der Schulmeister, dieses kümmerlichste aller Wesen, durch meine Gnade einen solchen Gipfel des Glücks erreicht, daß er nicht einmal mit dem Perserkönig tauschen möchte . . . Wenn es nicht stimmt, was ich sage, dann mögen alle Schulmeister über mich herfallen."
Nach einem halben Jahrtausend sehe ich noch immer keinen Anlaß, über Erasmus herzufallen. Noch immer droht „ein Krieg darüber" auszubrechen, „wenn einer eine Konjunktion mit einem Adverb verwechselt". Zumindest schaut für den fehlbaren Schüler eine schlechte Note heraus, die seine Remotion nach sich ziehen kann. Noch immer ist der Deutschunterricht in der Mittelschule identisch mit alberner Grammatikpaukerei. In der Literaturstunde wird Dichtung mit Metrik verwechselt.
Es scheint mir klar, daß ein junger Mensch bei diesen Voraussetzungen kein kritisches Verhältnis zum Wort gewinnen und nicht über das sprachliche „Ungefähr" hinauskommen kann. Beim Studium unserer Lehrpläne bestätigt sich meine Furcht, daß bald nur noch mit sprachlichem Falschgeld gehandelt wird. Die

deutsche Sprache wird als etwas Vorgefaßtes, als ein grammatikalisch und metrisch sicher abgegrenztes Gebiet behandelt. Das ist das eigentlich Verhängnisvolle an unserem Deutsch- und Literaturunterricht. Dieser Unterricht kann sich spätestens in der Mittelschule keine grammatischen und metrischen Pretiosen mehr leisten. Er kann nur noch das Ziel haben, den für die zeitgenössische Literatur bezeichnenden Zweifel am Wort zu wecken und zu vermitteln. Nur Zweifel und Mißtrauen stiften neue Impulse, neues Leben. Der Schüler darf das Wort nicht mehr als etwas Unwiderruflich-Festgelegtes empfangen. Er soll das sprachliche Mißtrauen „als eine geistige Tugend empfinden" dürfen (Karl Krolow).

Bei diesem Prozeß stehen ihm und unseren Schulen die großen Sprachzweifler der Weltliteratur zur Seite. Die Werke von Laurence Sterne und Jean Paul müßten offiziell als neue Sprachlehrmittel anerkannt werden. Mit ihrer Hilfe wird ein Schüler das sprachliche Falschgeld als Falschgeld, die Floskel als Floskel entlarven lernen. Mit Ludwig Hohl wird er zur heilsamen Erkenntnis gelangen, „daß fast alles anders ist". Mit Peter Bichsel wird er feststellen müssen, daß ein Tisch nicht unbedingt ein Tisch ist.

Es liegt nahe, daß sich der dadurch gewonnene konstruktive kritische Sprachsinn nicht nur auf sprachlichen Gebieten auswirken wird. Mit der „ebenso höflichen wie bestimmten Absage" an die fatalen, jede menschliche Individualität erwürgenden Floskeln und Schlagworte beginnt erst die eigentliche geistige Bewegungsfreiheit des Menschen. Wie Sie mir mitteilen, bekomme ich den Preis für meine lyrischen Sprach-„Bereinigungen", für meine „ebenso höfliche wie bestimmte Absage an das Ungefähr". Ich danke Ihnen für dieses Zugeständnis.

Reichtum der Mundart

Zu dem Buch: WERNER HODLER: *Berndeutsche Syntax.* — Bern: Francke 1969. 747 Seiten, Leinen Fr. 75.—.

Unsere Leser kennen den Verfasser von verschiedenen Arbeiten im „Sprachspiegel". Nicht alle haben diese geschätzt, manche fanden sie zu schwer, unlesbar; andere aber lasen sich durch und freuten sich dann am reichen Gewinn. Die Fachleute — Sprachwissenschafter, Mundartforscher —, wissen den Spürsinn des Sammlers und das gute, selbständige Urteil, auf solider alter Schulung beruhend, zu schätzen.